zugebunden hat, an einem trockenen, kühlen Ort auf.

Preißelbeermarmelade.

Die Beeren werden gewaschen, gebrüht, zum Ablaufen auf ein Sieb geschüttet und mit wenig Wasser aufs Feuer gebracht; sind sie weich, so streicht man sie durch ein Sieb. Den Zucker kocht man dicklich ein, gibt das durchgestrichene Preißelbeermark dazu und kocht die Masse unter beständigem Rühren höchstens eine Viertelstunde. Man füllt sie etwas ausgekühlt in geschwefelte Gläser, die man erst am nächsten Tage zubindet.

Preißelbeeren ohne Zucker.

Die Preißelbeeren werden verlesen, gut gewaschen, auf einem Sieb abgetropft, mit kochendem Wasser überbrüht und in eine Porzellanterrine getan. Aus einem Teil der Beeren bereitet man Saft und gießt ihn kochend über die rohen Preißelbeeren in die Porzellanterrine. Man bewegt dieselbe hin und her, damit sich die Beeren mit Saft füllen. Sobald sie verkühlt sind, füllt man sie in geschwefelte Gläser oder Steintöpfe und vermischt sie bei jedesmaliger Verwendung mit recht feinem Zucker.

Preißelbeeren mit Aepfeln.

Die Preißelbeeren werden sauber verlesen, in kaltem Wasser geschwenkt, in frischem, kaltem Wasser 24 Stunden gewässert und auf ein Sieb zum Ablaufen geschüttet. Zu zwei Pfund Beeren rechnet man ein Pfund gute Aepfel, schält dieselben und schneidet sie, je nach der Größe, in Viertel oder Achtel. In geläutertem Zucker, auf zwei Pfund Preißelbeeren und ein Pfund Aepfel rechnet man ein Pfund Zucker, dämpft man die Aepfel weich. Wenn dieselben klar gekocht sind, legt man sie mit dem Schaumlöffel auf eine flache Porzellanschüssel und kocht in dem Aepfel-Zuckersaft die Preißelbeeren vorsichtig, damit sie nicht zu Brei werden; dann schüttet man sie in ein Porzellangefäß und läßt sie, wie auch die Aepfel, bis zum anderen Tage zugedeckt stehen. Dann rührt man die Preißelbeeren vorsichtig um, damit sie sich ganz mit Saft füllen und schichtet sie lagenweise mit den Aepfeln in ausgeschwefelte Gläser oder Steintöpfe. Die unterste und die oberste Lage müssen Preißelbeeren sein; man bedeckt sie mit Rumpapier und bindet sie mit Pergamentpapier zu. Nach einiger Zeit sind die Aepfel von dem Saft der Preißelbeeren rot durchzogen. Statt der Aepfel kann man auch eine gute Birnensorte nehmen, zu empfehlen sind Bergamottebirnen.

Preißelbeersaft.

Nachdem die Preißelbeeren gut abgewaschen sind, tut man dieselben in eine Kasserolle und läßt sie, ohne Wasserzutat, eine Viertelstunde bei mäßigem Feuer oder kleiner Gasflamme kochen. Man gießt sie auf ein Seihtuch, das man an den vier Beinen eines umgekehrten Küchenstuhls befestigt und läßt den Saft, ohne zu drücken, völlig in eine Porzellanschüssel durchlaufen. Je nach Belieben kann man den Saft mit oder ohne Zucker in gut geschwefelte Flaschen füllen, die man dann gut verkorkt und verlackt an einem kühlen Orte aufbewahrt. Will man den Saft mit Zucker verkochen, so rechnet man auf zwei Pfund Saft ein Pfund Zucker.

Gelee von Preißelbeeren.

Die Beeren werden gewaschen, nachdem sie abgelaufen sind, weich gekocht und auf ein Haarsieb, in das man ein Stück sauberes, altes Leinen gelegt hat, geschüttet. Der Saft muß ohne zu drücken klar durchlaufen; sobald dies geschehen ist, gießt man ihn vorsichtig vom Bodensatze ab, kocht ihn, unter Abheben des Schaums mit einem Schaumlöffel mit ein Pfund gesiebten Zuckers auf 1 Pfund Saft eine Viertelstunde. Man macht die Geleeprobe. Ein Tropfen auf einen kalten Teller getropft muß Form behalten und erstarren.

—⊙—

Das Nötigen bei Tisch

Die Gastlichkeit ist eine schöne Tugend und stand von alters her an erster Stelle. Wie ein unverletzbares Heiligtum wurde der Gastfreund gehalten und ihm ein würdiges Mahl zu bereiten, war die vornehmste Pflicht des Hauses. Auch heute noch sind wir gern in einem Hause, wo man es den Gastgebern anmerkt, daß sie gastfreie Menschen sind, daß sie gerne geben, und je mehr wir dieses Gefühl haben, desto freier und unbefangener nehmen wir ihre Gastlichkeit entgegen, immer natürlich die Grenzen des Taktes dabei wahrend. Aber auch bei der Gastlichkeit kann es eine



Typus einer modernen türk. Frau. Frau Ihsane Hanem Ahmed Capri

Untugend geben, die den Gast peinlich berührt. Es gibt Familien, die gern und reichlich geben, bei denen aber dieses Geben fast zu einer Plage wird durch beständiges Nötigen bei Tisch. Es genügt ihnen nicht, wenn man frei und ungeniert bei den gern gebotenen Speisen und Getränken zugreift; immer von neuem wird man genötigt, mehr zu nehmen und sie empfinden es als eine Kränkung, wenn man nicht immer wieder ihren Aufforderungen Folge leistet. So kann die Freude, die man bei der Gastlichkeit empfindet, zu einer Unannehmlichkeit werden, und einem das Wiederkommen verleiden, denn man kann unmöglich ein „Zuviel des Guten" wagen und will auch nicht gern durch Abwehren verletzen.

Auch in der Gastlichkeit gibt es eine Grenze, die unbedingt innegehalten werden muß, um sie nicht in das Gegenteil zu verkehren.

—⊙—

Aus dem Engen und Weiten

Einst und jetzt.

Das Generalgericht von Massachusetts erließ im Jahre 1647 die Verordnung, daß ein junger Mann, der sich ohne Erlaubnis der Eltern oder, in deren Abwesenheit, einer obrigkeitlichen Person, um ein junges Mädchen bewerbe, das erste Mal mit fünf, das zweite Mal mit zehn Pfund Sterling bestraft und im dritten Wiederholungsfalle gefänglich eingezogen werden solle. Im Jahre 1660 wurde auch tatsächlich ein Kapitän Alake zu der Geldstrafe von fünf Pfund verurteilt, „weil er Edmund Brages Tochter ohne Einwilligung der Eltern den Hof gemacht."

Damenmoden und Schmuggel.

Als man noch die langen Röcke und sogar Krinolinen trug, war es den Damen, die einmal ein wenig schmuggeln wollten, leicht gemacht, den Zollbehörden ein Schnippchen zu schlagen. Ihre Schwestern von heute haben es wesentlich schwerer. Keine Frau kann heute Pakete von irgend welchem Umfang auf ihrem Körper verbergen, ohne daß dies sofort bemerkt würde. Geht eine Frau heute mit der Mode, so verzichtet sie damit von vornherein auf die Möglichkeit, den Staat durch Schmuggeln zu schädigen. Zieht sie sich aber unmodern an, so erregt sie gerade dadurch wieder den Verdacht der Zollbeamten. — Sehr bequem hatten es die gelegentlichen Schmugglerinnen, als man noch den nach unseren Begriffen ja nicht gerade schönen „cul" trug, der ein herrliches Versteck für die verschiedensten Dinge abgab. Man mußte schon einer körperlichen Untersuchung durch eine Zollbeamtin unterzogen werden, um eine Entdeckung befürchten zu müssen. Einmal ging ein solcher Schmuggelversuch aber doch schief, als eine Dame eine wertvolle Weckuhr unter ihrem „cul" über die Grenze bringen wollte. Im allerungeeignetsten Augenblick, als die Dame gerade abgefertigt wurde, fiel es dem so kunstreich verborgenen Wecker ein, loszurasseln — und damit war natürlich alles aus.

Der unheimliche Pelzkragen.

Eine Engländerin kaufte sich einen schönen Pelzkragen. Ihre jüngere Schwester, die bei ihr wohnte, lieh ihn eines Abends und hing ihn bei der Rückkehr an die Schlafstubentüre. Am andern Morgen lag der Pelz auf dem Fußboden. Die Besitzerin machte der Schwester Vorwürfe wegen ihrer Unachtsamkeit und hing den Kragen in die Kleiderablage. Am nächsten Tage lag er wieder auf dem Fußboden. Die Sache wurde den Mädchen unheimlich. Der Pelz wurde noch einmal sorgfältig weggelegt. Die entsetzten Schwestern fanden ihn am andern Morgen unter ihren Betten. — Zurück damit zum Kürschner! Der fühlte etwas, das sich unter dem Futter bewegte. Er trennte die Naht auf und eine Schlange züngelte ihm entgegen. Das Tier muß während des Transportes in den überseeischen Pelz gekrochen sein und hat dort seinen Winterschlaf gehalten, aus dem es die Körperwärme der Trägerin weckte.

Wegen eines Bubikopfes.

Auch in Amerika ist es nicht immer üblich, den Gatten um Erlaubnis zu fragen, wenn man sich einen Bubikopf schneiden lassen will. Wenn es dem Herrn Gebieter nicht paßt, nun gut, dann kann er sich ja scheiden lassen. Mister Smiths verspürte jedoch keine Lust, zum Kadi zu laufen, weil sich seine Marietta die schönen braunen Zöpfe ohne seine Zustimmung vom Haarkünstler hatte abschneiden lassen. Er hielt es für angebrachter, seine liebe Gattin darum zu prügeln, was zur Folge hatte, daß er vom Kadi geholt wurde und nun ein halbes Jahr lang über „Sein oder Nichtsein" des Bubikopfes in stiller Abgeschiedenheit hinter spanischen Gardinen philosophieren kann.

—⊙—

Ratschläge und Winke

Das lästige Reiben der Kragenränder

ist sofort zu beseitigen durch Anwendung von Glättolin. Dieses Präparat eignet sich vorzüglich, um rauhe Kragenränder durch kurzes Einreiben glattzumachen, ohne den Kragen, das heißt sein weißes Aussehen, zu beeinflussen. Die Anwendung des Glättolins ist um so mehr empfehlenswert, als die rotgeriebenen Stellen der Haut häufig Veranlassung zu Geschwüren mit Pickeln bilden.

Schwarzes Seidenzeug zu waschen.

Man legt das Seidenzeug 24 Stunden in kaltes Regenwasser, dasselbe wird in dieser Zeit zweimal erneuert; dann wird der Stoff in kaltem Regenwasser mehr geschwenkt als gewaschen. Ohne denselben auszuwringen, hängt man ihn auf, wickelt das halb trockene Seidenzeug auf ein Rollholz recht straff und glatt und läßt es über Nacht so stehen, am andern Morgen plättet man es auf der linken Seite, auf die man noch ein Stück von alter Leinwand legt, völlig trocken.

Kaffeemühlen zu reinigen.

Bei längerem Gebrauch von Kaffeemühlen setzt sich durch die innere Feuchtigkeit der Kaffeebohnen, Malz oder Gerste, mit der Zeit eine klebrige Masse in dem Mahltrichter und dem Mahlwerk an, so daß die Mühle schwer geht. Man kann leicht diesen Uebelstand beheben. In den Trichter legt man einige Stückchen Soda und gießt kochendes Wasser darauf. Dadurch löst sich der Schmutz in der Mühle, den das Sodawasser aufweicht und fortspült. Man muß die Mühle dann umgestülpt schnell trocknen, damit sich kein Rost ansetzt. Der Kasten zur Aufnahme des Kaffeemehls muß vorher herausgenommen werden.

—⊙—

Büchertisch

Das neue Daheim (63. Jhrg. Nr. 52) ist soeben erschienen. Es bringt eine abwechslungsreiche Reihe von Abbildungen zu den jüngsten Zeitgeschehnissen in aller Welt, wertvollen künstlerischen Bildschmuck, Zeichnungen und Aufnahmen von Neuerungen für den Haushalt und aus dem Reich der Mode. Neben einer abgeschlossenen Novelle „Herbst" von Peter Hamecher stehen die illustrierten Aufsätze „Uhrmacherschule Glashütte" von Dr. K. Giebel und „Kaffeegärten in Mittelamerika" von P. O. Höcker. Zum 70. Geburtstag Fedors von Zobeltitz veröffentlicht Hans Caspar von Zobeltitz launige Erinnerungen und eine herzliche Würdigung von Wesen und Wirken seines Onkels. Professor Staatsmann schrieb einen historischen Aufsatz „Friedrich der Große in Straßburg". Ein Abschnitt des laufenden Romans, praktische Winke für die Hausfrau und Mutter, Anekdotisches, Gedichte und vieles mehr vervollständigt das ausgezeichnete Heft, das dem Leser und dem Beschauer in gleichem Maße wertvolle Anregung bietet.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39 — Altena, den 27. September — 1927

„Deutsche Frauen deutsche Treue"

Gedanken zum Hindenburgtage

von Ingeborg Kellermann.

„Deutsche Frauen — deutsche Treue" — diese Worte unseres Deutschlandsliedes können und müssen wir gerade Hindenburg gegenüber anwenden; denn die vorbildliche Hingabe, die dieser Führer unserem Volke und somit auch uns Frauen erwiesen hat, macht es uns zur Ehrenpflicht, Treue mit Treue zu vergelten.

In Zeiten der Not, als unser Vaterland von allen Seiten angegriffen wurde und als im Osten bereits die Russen weit vorgedrungen waren, gab uns ein gütiges Geschick als Retter unseren Hindenburg. Damals hatte ich auf einer Fahrt nach Berlin ein unvergeßliches Erlebnis. Mir gegenüber im Abteil saßen Flüchtlinge aus Ostpreußen: eine junge Frau, sowie deren Mutter und Kind. Der Gatte stand im Felde. Der Großvater war von betrunkenen Kosaken ermordet worden. Der Vater war bereits tags zuvor in hartnäckigem Abwehrkampfe gefallen. Das Heimatdorf ausgeplündert und teilweise vernichtet. Dennoch: keine Verzweiflung, sondern eine geradezu bewundernswerte Zuversicht, der die schwergeprüfte junge Frau mit den schlichten Worten Ausdruck verlieh: „Seit Hindenburg unsere Heimat befreit, weiß ich, daß wir einst wieder heimkehren und uns darauf verlassen können, nicht abermals überfallen zu werden."

Dieses Vertrauen zum Führer in deutschen Frauenherzen habe ich noch oft erlebt. Einmal bei einer Verwandten, die Schwesterndienste verrichtete und hierbei ihr Leben einbüßte; einige Wochen zuvor hatte Hindenburg das betreffende Lazarett besucht und auch sie ins Gespräch gezogen. Den nahen Tod vor Augen, sprach sie nicht etwa von eigenen Sorgen, sondern schilderte mir mit matter Stimme den nachhaltigen Eindruck, den der Vertrauen erweckende Feldherr auf sie gemacht hatte. „Daß ich das noch erleben durfte . . !" Dieser freudig-stolze Ausruf der Sterbenden wird mir stets eine schmerzlich-schöne Erinnerung bleiben.

„Deutsche Frauen, deutsche Treue" — unzählig sind die Beweise. Ich denke an unsere Nachbarin, die bei der uns alle erschütternden Kunde, daß auch ihr dritter Sohn gefallen sei, mit einer uns fast beschämenden Selbstverständlichkeit sagte: „Ich habe ja noch zwei Jungens! Wären sie größer, würden auch sie mit Hindenburg die Heimat schützen!"

Nie kann ich dieses Bekenntnis vergessen: Mit Hindenburg die Heimat schützen! Gerade wir Frauen fühlten uns daheim geborgen. Wir hatten das Wunder erlebt, wie die anstürmende feindliche Uebermacht aus dem Lande wieder verdrängt oder von vornherein ferngehalten wurde. Nur wer das trostlose Bild großer Schlachtfelder gesehen hat, kann die Tragweite solcher Erfolge deutscher Kriegführung ermessen; die Heimat beschützen! Gewiß, der Krieg ging verloren; aber unsere Fluren und Wälder, unsere Städte und Dörfer, unser Deutschland wurde nicht verwüstet. Hätten wir nicht überragende Heerführer gehabt; die von allen Seiten anstürmenden Feindesmassen wären ins ganze Reich gedrungen und hätten somit auch die letzte Hoffnung, die uns heute trotz des unglücklichen Kriegsausganges verblieb, genommen, nämlich unsere berechtigte Zuversicht auf eine bessere Zukunft.

Immer wieder sahen und sehen gerade wir Frauen in Hindenburg die Verkörperung des Beschützers und Förderers der Heimat. Er war es auch, der 1918 nach dem Umsturz die Armee nicht verließ, sondern — trotz gebrochenen Herzens — die Verantwortung übernahm, als es galt, die zurückflutenden Truppen, unsere Männer, Söhne und Brüder, ordnungsmäßig heimzuführen. Und abermals kam eine Zeit, wo er, allen Eigenwünschen entsagend, wieder ganz unserem Lande und Volke diente: Mit der Uebernahme der Reichspräsidentenschaft trat das große Vorbild erneut vor unsere Augen. Ein Vorbild besonders für uns Frauen: denn wir, die wir heute auch in politischer Hinsicht eine Mitverantwortung tragen dürfen, können die Erfüllung der uns damit gestellten Aufgaben unmöglich in der Vermehrung des Parteistreites und der uns alle schwächenden Zersplitterung sehen. Vielmehr müssen gerade wir einen Ausgleich erstreben und zwar im Sinne Hindenburgs: Einig und treu!

Die Heimat ist die Mutter des Volkes. Mütter sind die Stützen der Familien. Gesunder Familiensinn aber ist die beste Grundlage jeder Nation. Es kann daher für deutsche Frauenherzen keine begeisterungsfähigere Aufgabe geben, als die Treue unseres Hindenburg mit Treue zu vergelten. Ein solches Echo des Sammelrufes unseres Führers, eine so bewußte Gefolgschaft kann und wird erneut die alten Worte verwirklichen: „Deutsche Frauen, deutsche Treue!"

—⊙—

Die Frau als Verkehrshindernis

Von W. Schumann.

Auf der Straße.

Ich will der holden Weiblichkeit absolut nicht wehe tun, will sie weder kränken noch beleidigen, wenn ich im folgenden über Dinge schreibe, die im Grunde genommen in den Lebensregeln des seligen Herrn Knigge „Ueber den Umgang mit Menschen" enthalten sein müßten; Lebensregeln im modernen Weltverkehr. Knigge hat nichts darüber geschrieben; denn zu seiner Zeit gab es noch keine rasenden Verkehrsmittel, die den Raum mit einer Geschwindigkeit überwinden, daß Nikolaus Lenaus Ausspruch im „Postillon" „kaum gegrüßt, — gemieden" erst heute recht aktuell geworden ist. Und wenn man sich die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ansieht, will es scheinen, als wollten sie sich in Bezug auf Schnelligkeit den Verkehrsmaschinen anpassen.

Zeit? Wer hat heute noch Zeit? Alles rennt, jagt und hetzt durch die Straßen, eilt zur Arbeitsstätte, zum Theater, Kino, Konzert oder Rendezvous, als gelte es Rekorde im Laufen zu schlagen. Jeder hats eilig; nur vier ältere Damen haben große Ruhe. Ganz zufällig haben sie sich getroffen und halten mitten auf dem Bürgersteig, und noch dazu an einer Straßenecke, einen gemütlichen Schwatz ab. Wer vorüber will, muß seinen Weg über den Fahrdamm nehmen, wo er der Gefahr ausgesetzt ist, von einem Gefährt der Straße überfahren zu werden. Vier Damen, ob jung oder alt, umbrandet vom Fußgängerstrom, stehen verkehrshemmend an der Straßenecke.

Nicht selten irrt ein hilfloses Mütterlein, mit Paketen beladen, auf dem Fahrdamm umher, weiß nicht, „wohin", und bringt den ganzen Fahrverkehr ins Stocken. „Alle Räder stehen still, wenn sie will!" — Doch nichts für ungut! Die holden Backfische des zwanzigsten Jahrhundert haben das Wort. Einige Töchter der Eva lustwandeln am Morgen, am Mittag, am Abend auf dem Bürgersteig der belebten Geschäftsstraße. Sie haben Zeit. Ganz langsam bummeln sie dahin, und hinter ihnen fiebern die Ruhelosen, die es so eilig haben. Manchmal dauert es lange, bevor ein solches Hindernis genommen ist. Viel Zeit scheinen auch die jungen Mütter mit den Kinderwägelchen zu haben, die dem Fußgänger, gleich den promenierenden Frauen und Mädchen, denselben Kummer bereiten. In der Großstadt wo vorbildliche Regelung des Verkehrs zu den modernen Errungenschaften zählt, haben Bahn, Wagen, Fuhrwerke sorgsam darauf acht, nicht mit dem Herrn Verkehrsminister in Konflikt zu geraten — und einige Passanten gehen noch gerade ungeachtet aller Zeichen dann über die Dämme, wenn das Signal, das die Straße sperrt, erlischt, natürlich — Angehörige weiblichen Geschlechts.

Die lieben Leserinnen werden bereits zu der Ueberzeugung gekommen sein daß für einige unverbesserliche Mitschwestern die Lebensregeln eines Knigge für den Umgang mit Menschen im Verkehr durchaus angebracht wären.

In der Eisenbahn.

Wir brauchen unbedingt einen Knigge im Verkehr; denn es gibt noch Menschen, die entschieden nicht wissen, wie man sich in Massenbeförderungsmitteln, z. B. der Eisenbahn, zu benehmen hat. Sie kommen still und bescheiden, setzen sich dorthin, wo Platz ist, machen sich möglichst wenig bemerkbar und halten auch ihre Kinder zur Ruhe an. Aber das ist Unsinn, liebe Leserin. Lerne von den anderen, wie man sich zu benehmen hat!

Wenn du zum Bahnsteig willst, suche erst in der Sperre die nicht zu findende Fahrkarte. Kümmere dich nicht um die hinter dir anwachsende Menschenkette. Suche stundenlang Nur die Ruhe nicht verlieren. Und wenn jemand eine Bemerkung hinter dir laut werden läßt, so fange an zu keifen, verlange stürmisch seine Verhaftung, gib aber den Weg nicht frei, damit die anderen wenigstens den Zug versäumen.

Sobald die Bahn hält, stürze sofort auf mehrere Abteile zugleich los. Du mußt unbedingt den besten Platz haben. Boxe dich durch, wenn du nicht anders zu ihm kommen kannst, so gehört es sich. Zetere und wettere auf Gott u alle Welt, wenn du nicht einen Eckplatz am Fenster bekommst. Sollte dir das trotz Boxens und Schimpfens nicht gelingen, so pflanze dich in deiner ganzen Größe und Breite vor dem Fenster vor denen auf, die einen Sitzplatz haben. Du nimmst ihnen zwar die Aussicht, aber das tut nichts, wenn du sie nur hast. Hast du aber einen guten Platz ergattert, mache dich so breit wie möglich und halte auf den Bahnhöfen, auch wenn das Abteil nicht voll besetzt ist, die Tür zu, daß andere keinen Zutritt haben können. Betrachte jeden, der es versucht, sich einen Platz zu erobern, als einen „Verbrecher" und denke ja nicht daran, einem Gebrechlichen, der seit langem gestanden hat, deinen Platz anzubieten.

Sollte dich jemand bitten, in den Durchgängen beiseite zu treten, so wirf ihm eine Grobheit an den Kopf; je gröber, desto besser. Diese hübsche Gepflogenheit darfst du immer erfolgreich anwenden, besonders wenn im kalten Winter jemand die Fenster geschlossen oder im heißen Sommer sie offen haben möchte, hast du allen Grund, lärmend und schimpfend dagegen Einspruch zu erheben.

Zwinge etwa auch nicht deine mitreisenden Kinder zu dem sogenannten gesitteten Betragen. Das ist heutzutage nicht mehr Mode.

Der schwedische Abend

Skizze von Käthe Altwallstädt

„Wir kennen uns noch gar nicht lange", schrieb Ulla Sjöberg, „und doch wage ich schon eine Bitte. Darf ich Sie photographieren? Ich brauche einen recht interessanten Herrenkopf für meinen Schaukasten. Denken Sie doch, ich kann ein eigenes Atelier eröffnen! Die Aecher, die ich von meiner Mutter geerbt habe, sind als Bauplätze verkauft worden. Welch ein Glück! Also, falls ich Sie aufnehmen darf, übermorgen zwischen ein und zwei Uhr bin ich zu Haus . ."

Der junge Assistenzarzt Dr. Hardt lief sofort beglückt an den Spiegel. Interessant fand sie seinen Kopf? Das war ein gutes Zeichen! Und nun kam er auch endlich einmal in ihre Wohnung. Bisher hatte er sie nur am dritten Ort getroffen. Das erste Mal vor fünf Wochen auf einem der schwedischen Abende, die der junge Lektor der Universität von Zeit zu Zeit für seine Hörer und für andere Freunde der schwedischen Sprache veranstaltete. Illing, der schöne, blonde Journalist, der öfters in Schweden gewesen war, hatte ihn eingeführt und auch mit Ulla Sjöberg bekannt gemacht. Ihre Mutter war eine Deutsche gewesen und sie selbst ganz in Deutschland aufgewachsen. Aber als Tochter eines ausgewanderten Schweden, eines verstorbenen, bekannten Porträtmalers, gehörte die junge Dame zu dem kleinen schwedischen Kreise. Bei den Klängen lebensfroher Bellmanslieder hatte Hardt sich rettungslos in ihr nordisches Blondhaar und in ihre freundlichen Augen verliebt. In ihnen schien die ganze himmlische Ruhe zu wohnen, die ihm selber fehlte. Acht Tage später lief er, von Sehnsucht verzehrt, in das vornehme Atelier, in dem Ulla ihre Begabung für geschmackvolle Bildnisaufnahmen als Angestellte verwertete. Errötend ließ er ein Paßbild von sich anfertigen. Vierzehn Tage später sah er sie in einem Konzert. Sie lächelten einander an, das war alles. Aber nun auf einmal rief sie ihn.

Drei köstliche Rosen in der Hand, stand er zur festgesetzten Stunde vor ihr. Sie war noch wie im Rausche über ihr Glück und zeigte ihm strahlend einige wunderschöne Frauenbildnisse, die ihr schon mit dem neugekauften, großen Apparat gelungen waren. Sie stellten Frau Strang dar, die dunkeläugige, junge Witwe, bei der Ulla wohnte und mit der sie sehr befreundet war. „Heute ist sie verreist", sagte Ulla. „Leider muß sie auch morgen noch fortbleiben, und so kommt sie wieder einmal um einen schwedischen Abend . . . Wie? Sie wissen gar nicht, daß wir morgen wieder im Ratskeller zusammenkommen? O, dann stellen Sie sich nur ja mit ein! Wir feiern einen Abschied. Der Lektor geht wieder nach Stockholm, was sehr bedauert wird . . . Und nun, Herr Doktor, hier: Unser schöner Illing!"

Donnerwetter, war das ein herrlicher Männerkopf!

„Leider", sagte Ulla seufzend und sah geneigten Hauptes das Meisterbildnis an, „leider gibt keine Photographie seine wundervolle Augenfarbe wieder. Illing hat nämlich veilchenblaue Augen!"

Sie sagte es geradezu feierlich vor Bewunderung, und der unglückliche Hardt hatte das Gefühl, als ob ihm jemand tief und langsam ins Herz stach.

„Sie haben wenig Zeit, Herr Doktor, und ich schwatze!" meinte sie entschuldigend. „Kommen Sie, bitte! Die Aufnahme ist schnell gemacht."

Liebenswürdig entlassen stand er ein paar Minuten später vor dem Hause. Während er aber die Straße hinunterging und dabei verschiedene Leute anstieß, gab ihm wütende Eifersucht einen spitzbübischen Rat. Nein, Ulla sollte die Veilchenaugen morgen abend auf keinen Fall anschmachten dürfen. Auf keinen Fall! Dafür wollte er schon sorgen! — —

— — „Aber gefährlich ist doch das nicht, was du da Krankhaftes in meinen Augen siehst, lieber Hardt?"

„Nein, aber ein paar Wochen lang mußt du zur Schonung eine schwarze Brille tragen, Illing!"

„Was kostet wohl eine?"

„Komm mit zu mir, ich kann dir eine geben! Da du nicht in der Kasse bist, übernehme ich deine Behandlung."

„Du bist mein guter Geist, Hardt!" — —

— „Du gamla, du fria, du fjällhöga Nord." Sie standen feierlich um die mit blau-gelben Tischfähnchen geschmückte Tafel in dem abgesonderten Ratskellerzimmer und sangen die schöne Schwedenhymne. Dann nahmen sie Platz. Zu oberst saß der junge Lektor mit dem schmalen durchgeistigten Gelehrtengesicht. Nicht weit davon Ulla, neben ihr Hardt, ihr gegenüber Illing mit einer mächtigen schwarzen Brille.

Schon während der Hymne hatte Ulla ihn mit seelenvollen Blicken der Teilnahme betrachtet. Jetzt beugte sie sich über den Tisch und rief mitleidsvoll: „Welches Pech für Sie! Und dabei sollen Sie nun Korrekturen lesen, statt die Augen zu schonen. Sie Aermster!"

Hardt sprang bei diesen Tönen fast auf vor Schreck. Aber die Engelsstimme schmeichelte schon weiter: „Da müssen Sie unbedingt jemand zur Hilfe haben, lieber Herr Illing!"

„Das kann ich mir nicht leisten!" sagte Illing düster.

„Oh, ich . . . ich . . . weiß eine Dame, die Zeit, viel, viel Zeit hat, die sich sehnt, geradezu sehnt, solchen Samariterdienst erweisen zu dürfen . ."

„Dann allerdings würde ich mit Dank annehmen, denn mit den Augen . . ."

„Kann man nicht vorsichtig genug sein!"

Entsetzt saß Hardt auf seinem Stuhle. Wie Ulla leuchtete vor Glück! Die Dame mit der vielen Zeit, das war natürlich sie selbst, die ihre Stellung schon aufgegeben hatte! Stundenlang würde sie nun jeden Tag mit Illing zusammensitzen und sich eines Tages vor lauter Mitleid und Gerührtheit mit ihm verloben!

Schleunigst zog Hardt sein Notizbuch: „Illing kerngesunde Augen! Handelt sich um Wette. Wird heute abend noch von mir aufgeklärt!"

Oh, wie wurde Ullas Antlitz lang, als sie las, was Hardt ihr hinschob! Nach kurzem Ueberlegen aber nahm sie ihm den Bleistift weg und schrieb darunter: „Nicht aufklären! Soll Brille noch tragen!"

Dann ein Blick, als gelte es ihr Leben!

Nun aber kam Hardt der große Stolz. Sich auf seinem Stuhle steif verneigend, steckte er das Büchlein wieder ein und beschäftigte sich den ganzen Abend nicht mehr mit Ulla. Als er — zeitig aufbrechend — sich von ihr verabschiedete, bat sie sehr verlegen um seinen Besuch am nächsten Tag. — —

— — Wieder stand er zur festgesetzten Stunde vor ihr, aber diesmal ohne Rosen.

„Was müssen Sie von mir denken?" begann sie errötend. „Einem Menschen sozusagen ohne Not für längere Zeit eine schwarze Brille auf die Nase setzen zu wollen . . ."

Ueber Hardt lag schon die erhabene Ruhe der Entsagung. „Es gibt Fälle, gnädiges Fräulein, wo viel verziehen werden muß. Sie suchen Fühlung mit dem Manne Ihrer Liebe. Es gilt Ihr Glück . . ."

„Mein Glück? Ach, nein . . . nein! Meine Freundin . . . im Vertrauen gesagt . . . schwärmt für Illing. Ihr wollte ich ein paar schöne Wochen verschaffen, vielleicht, wer weiß, auch ein Lebensglück . . ."

Mit strahlenden Augen starrte Hardt das Mädchen an. — Ulla sah es. „Nun achten Sie mich wieder, Herr Doktor", sagte sie lächelnd. „O nein, um meines eigenen Glückes willen hätte ich das nie getan!"

„Gut," rief er, „nehmen wir Abschied, Fräulein Ulla! Denn was Sie niemals tun würden — ich habe es getan! Ich habe einem Menschen um meines eigenen Glückes willen die schwarze Brille auf die Nase gesetzt . . . damit die Veilchenaugen mein häßliches Gesicht nicht überstrahlen sollten. Ich handelte aus Eifersucht!"

Da sank Ulla Sjöberg vor Staunen auf den Stuhl.

„Auf Nimmerwiedersehn!" sprach laut eine harte Stimme.

„Bleiben Sie da!" kam es leise und glückhaft zurück.

Wenn sich jeder diese Ratschläge zu eigen macht und getreulich befolgt, so wird ohne Zweifel das Leben im modernen Verkehr zum Vergnügen werden.

Oder ist es wirklich umgekehrt richtiger?

—⊙—

Was haben wir gewonnen?

Eine ernste Frage der Gegenwart.

Von Gerhard Heuser, Berlin.

Wir Menschen der Gegenwart wissen es nur zu gut, mit welchen Riesenschritten die Zeit vorwärtsstürmt. Ob auf wissenschaftlichem oder technischem Gebiet — überall Erfolge, Erfindungen, Fortschritt. Wir stehen staunend, oder — je nachdem — wir nehmen das alles mit selbstverständlicher Geste hin, als könne es gar nichts anderes sein. Und nicht nur praktisch wirken sich diese Wunder der Technik vor unsern Augen aus, wir werden auch durch ältere Anlässe — durch Reklame, Zeitungsartikel, Vorträge u. a. täglich auf sie hingewiesen, bis sich uns mit beinahe suggestiver Kraft die Erkenntnis aufnötigt und nie mehr losläßt: Wie groß, wie reich hat uns die Gegenwart doch gemacht, was alles haben wir Menschen von heute doch vor unsern Vorfahren voraus, wie beneidenswert glücklich sind wir!

Fürwahr, wir sind unerhört weit gekommen. Unser Haushalt beispielsweise läuft beinahe ganz und gar elektrisch; es sind nur noch wenige Dinge, die sich nicht auf diesem Wege leisten lassen, aber nur Geduld, in zwei oder drei Jahren wird auch hier eine Lösung gefunden sein. Wir lächeln, wenn wir hier an frühere Zeiten denken, vom täglichen Putzen der Petroleumlampe angefangen bis zum mitunter nächtlichen Scheuern der Kupferkessel — uns schwindelt, wenn wir weiter denken wollen. Heute — bliebe uns einfach keine Zeit für solche Umständlichkeit! Oder — denken wir an den Straßenverkehr: Die gemächlichen Pferdebahnen und Pferdeomnibusse, die kaum ein Dutzend Menschen zu fassen vermochten und die, um von einem Stadtteil zum andern zu kommen, eine kleine Ewigkeit an Zeit brauchten. Gab es wirklich Menschen, die sich bei solchem Mangel an Großzügigkeit und bei solchem Tempo wohl fühlen konnten? Was wußte man früher von den Vorzügen einer Zahnradbahn — man war einfach gezwungen, die Strapazen einer Bergtour in Kauf zu nehmen, undenkbar heute! Wie brachten es Leute überhaupt fertig, ohne Telefon auszukommen? Wie herrlich ist das heute, wo uns ein Gespräch die Unbequemlichkeiten eines Besuches oder das langweilige Briefschreiben erspart!

Können wir uns nicht glücklich preisen, zu den Nutznießer solcher Fortschritte einer Zeit zu sein? Beweisen wir unsere Dankbarkeit nicht in genügendem Maße, indem wir ausgiebigen Gebrauch von allem neuen machen? Wir lassen uns einfach mitreißen von dem rasenden Tempo und mehr, wir empfinden es schließlich längst als Lebensnotwendigkeit.

Was haben wir nun hiermit gewonnen? Zeit und Kraft! Und dies sind zwei Faktoren, die in der Gegenwart nicht hoch genug gewertet werden können. Niemals sonst hat sich in dem gleichen Maße wie heute die Wahrheit des Wortes geltend gemacht: „Zeit ist Geld". Also dürfte man mit diesem Ergebnis schon zufrieden sein. Wir haben — das ist unverkennbar — Zeit gewonnen. Dennoch — wir haben keine Zeit! Wir hatten nie so wenig Zeit wie heute!

Wer von uns hätte wohl Zeit? Die Straßenbahnhaltestellen, die Geschäftshäuser, die Wartezimmer der Behörden und der Aerzte, sie alle geben Zeugnis davon, daß eigentlich kein Mensch heute Zeit hat. Wie kommt das? Wie ist es möglich, daß die Menschen von früher mehr Zeit hatten trotz des Schneckentempos, in dem sie ihre häuslichen oder beruflichen Geschäfte abwickelten?

Hierin liegt das Geheimnis: Der Mensch von damals hatte sein Leben nicht eingestellt, geschweige denn gewertet nach dem Grundsatz: Zeit ist Geld. Er kapprizierte sich nicht bei all seinen Geschäften darauf, Zeit zu gewinnen! Er war nicht so sehr Maschine, wie wir es sind, er war persönlicher, er stand in einem persönlichen Verhältnis zu seinen Mitmenschen, zu seinem Beruf, zu allen Dingen, zur Natur. So wie wir lächeln über unsere Vorfahren, die es fertig brachten, in Ruhe und Beschaulichkeit ihr Tagewerk zu vollbringen, so würden unsere Vorfahren für uns heute ein tiefes Mitleid haben, daß wir so unpersönlich geworden sind, daß wir uns zu Opfern unserer Zeit mit ihrem Fortschritt machen ließen. Und Kraft? Haben wir Kraft gewonnen? Haben wir Körper- oder Nervenkraft gespart? Sind wir Menschen der Gegenwart widerstandsfähiger, als die Menschen von gestern es waren? Sind wir ruhiger, zufriedener geworden bei diesem Tempo, in dem die Jetztzeit sich vor unseren Augen abrollt, und das sich uns gewaltsam mitteilt und uns erbarmungslos mitschleift? Ist es nicht bezeichnend, daß wir modernen Menschen oftmals eine Sehnsucht haben nach dem, was uns verloren ging, nach Zeit zur Muße, zum Ausruhen, zum Sichselbstgehören?

Wir haben Zeit und Kraft gewonnen, und wir sind — dennoch — gehetzte Menschen, sind Nervenbündel geworden, die das Leben in demselben heillosen Tempo abzutun imstande sind, wie es sich abspielt — darum, weil wir bei diesem Tempo verlernt haben, seinen inneren Wert zu erkennen — es nach diesem höchsten Wert hin auszukosten. Wir haben uns daran gewöhnt, uns selbst so gering einzuschätzen, als hätten wir mit den Errungenschaften der Neuzeit alle Seligkeit erreicht. Wir sollten ehrlich gegen uns selbst sein und nicht nur die Vergangenheit belächeln, oder mit spöttischem Achselzucken sie ganz abzutun versuchen.

Zweifellos, — ist das veraltete Anschauung, wie? Das ist ein Standpunkt, eines modernen Menschen unwürdig, nicht wahr? — Wenn uns die Gegenwartmenschen den Beweis erbringen, daß sie die glücklicheren sind, daß sie diejenigen sind, die gewonnen haben, dann ja, dann lassen wir uns davon überzeugen. Bis dahin aber wollen wir, die das Schicksal in die Gegenwart hineingestellt hat, unser Leben so einstellen, daß wir wirklichen Gewinn aus dieser Gegenwart ziehen, d. h., daß wir den Fortschritt unserer Zeit nicht als einen Götzen anbeten, blindlings, bedingungslos. Wenn wir über der Vielseitigkeit und Hast des Geschehens nicht uns selbst verlieren, wenn wir aufhören, unser Leben nur nach dem Begriff „Zeit" zu werten, wenn wir das, was tief verschüttet in uns liegt, wieder aufleuchten lassen, wenn wir wieder persönlich Fühlung gewinnen zu den Dingen in uns und um uns, zu unserm Mitmenschen, zur Natur, dann haben wir viel gewonnen.

—⊙—

Mädchenwechsel

Meine Luise wollte sich „verbessern". Diese an sich sehr löbliche Absicht hatte sie während ihrer dreijährigen Tätigkeit des öfteren in die Tat umgesetzt, nur mit dem Unterschied, daß sich diese „Verbesserungen" in immer kürzeren Zeitabschnitten vollzogen; ich überlegte, wenn das so weiterging, konnten ihre finanziellen Ansprüche in absehbarer Zeit zu einer schwindelnden Höhe emporgestiegen sein; da ich aber keinerlei Garantie hatte, daß meines Mannes Einkommen — was die Aufbesserung betraf, — im entferntesten mit Luises Gehalt Schritt zu halten vermochte, so setzte ich diesmal ihren Forderungen ei nenergisches „nein" entgegen. Ich blieb äußerlich ebenso ruhig dabei, wie ich innerlich fassungslos über die bevorstehende Veränderung war, denn erstens „was man hat, weiß man, was man bekommt" — usw. . . . Zweitens erfüllt der Gang zur „Mietsfrau" jede Hausfrau, zumal wenn sie etwas aus der Uebung gekommen ist, mit gelindem Grauen. Nichtsdestotrotz half mir mein gerechter Aerger über Luises übertriebene Forderungen bald genug, — wie das meist so zu sein pflegt — plötzlich alle möglichen „Fehler" an ihr zu entdecken, die mir merkwürdigerweise bisher so ganz verborgen geblieben waren. Zuletzt war ich schließlich so weit, mich zu fragen, weshalb ich sie eigentlich so lange behalten hatte? Ihre geradezu herausfordernde Selbständigkeit, die jeden leisesten Einspruch meinerseits als unerhörtes Eingreifen in ihre verbürgten Rechte anzusehen schien; ferner ihren sich immer mehr offenbarenden Drang nach „Freiheit": Jeden Sonntag Ausgang, wöchentlich einmal Ausgang, und nun seit kurzem auch außerdem einen Wochenabend Freizeit. — — Na und überhaupt . . . Ich war wirklich heilfroh, daß das nun alles bei der „Neuen" anders werden sollte. In diesem Hochgefühl machte ich mich auf den Weg zur Mietsfrau.

Das erste von den wenigen Mädchen, die ich antraf und das mir einen einigermaßen guten Eindruck machte, gab mir zufriedenstellende Antworten. Als ich aber die Kardinalfrage stellte: „Sind Sie kinderlieb?" verblüffte sie mich mit der ehrlichen Antwort: „Och, wenn es sein muß!" — Es mußte nicht sein, dachte ich im stillen, während ich ihr das Buch zurückgab; gleich darauf bereute ich meinen vorschnellen Entschluß, denn — das Mädel hatte entschieden — wenn auch nicht Kinderliebe — so doch Humor, und ohne Zweifel hätte eine Fortsetzung unserer Unterhaltung meine frohe Laune, die mich beim Betreten des Büros so gänzlich verlassen hatte, von neuem erweckt und um ein Beträchtliches erhöht. Nummer zwei machte sich den Hausschlüssel zur Bedingung, „da sie nie vor zwei nach Hause käme." Meine angeborene Neugierde begann sich zu regen. „Sie sind verlobt?" wagte ich zu sondieren. Ein Blick, von dem man sagt, daß er töten könne, traf mich, dann korrigierte sie mich mit Nachdruck: „Nein, aber ich habe einen Herrn!" Ich gestehe zu meiner Schande, daß ich zu unbegabt bin, um die verschiedenen Nuancen in den Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern unterscheiden zu können. Jedenfalls hatte ich erfahren, daß „verlobt sein" an Wert weit hinter dem Begriff „einen Herrn haben" zurücksteht.

Ratlos blickte ich um mich, als ich von der Inhaberin des Büros mit leisem Vorwurf gefragt wurde: „Aber haben gnädige Frau noch nichts gefunden, es sind doch so nette junge Mädchen hier!" —

Da halt, ganz im Hintergrunde entdeckte ich ein frisches, appetitlich aussehendes Ding. Sie hatte eine Freundin bei sich, die auf sie einzureden schien, als ob sies bezahlt kriegte. Mit Todesverachtung steuerte ich auf sie los. Nach ein paar Minuten waren wir beinahe einig, doch schien sie noch irgend etwas Unausgesprochenes auf dem Herzen zu haben. Auf meine Frage, warum sie denn ihre jetzige Stellung aufgebe, (sie hatte selbst gekündigt), sah sie mit einem Seufzer der Erlösung und mit dem treuherzigsten Augenaufschlag zu mir auf, dann kam es stoßweise über ihre Lippen: „Ja, gnädige Frau, das ist nämlich so: Ich war soweit ganz zufrieden, aber — ja, für mich gibt es eben nur eins, das ist Radio! Dafür lasse ich mein Leben, ich gehe ja auch nicht ins Kino . . ." Ich muß sie wohl außerordentlich „fragend" angesehen haben; ich wußte immer noch nicht, was dies mit ihrer Stellung zu tun hatte. Sie half mir aber schnell auf den Weg: „Ich — ja, ich verlange eben einen Kopfhörer für mich, sonst — ist es doch wieder nichts. Ich mache ja auch meine Arbeit zur Zufriedenheit!" Ich fragte (wieder aus purer Neugierde), wie sie sich das denn eigentlich dachte, beides ließe sich doch nicht vereinen . . . Ein überaus nachsichtiges Lächeln begleitete ihre inhaltschweren Worte: „Ach, gnädige Frau können ganz beruhigt sein, das geht schon," dann sehr energisch als Postskriptum: „Und sonst gehe ich eben nicht!"

Mutlos verließ ich das Büro, darüber nachsinnend, wie es sich wohl ausnehmen würde, wenn „Marie", (so hieß die kleine Radionärrin) während ich am Abend mit meinem Mann an der „Strippe" saß, als Dritte im Bunde beispielsweise einen Vortrag über „Hypothekenaufwertung und öffentlicher Glaube des Grundbuchs" mit anhörte. Marie, die so ganz und gar „Materie" zu sein schien, daß sie meiner Ansicht nach getrost als lebende Reklame für irgend ein Nährpräparat hätte auftreten können. —

Als ich am Abend dieses düsteren Tages meine geradezu niederschmetternden Chancen für den nahenden ersten Oktober überdachte, überraschte mich Luise, die gleichfalls am Nachmittag ihre Erfahrungen auf einem anderen Büro gesammelt hatte, mit der Eröffnung, daß sie ja auch „schließlich" für dasselbe Gehalt bleiben würde. Ich erklärte ihr seelenruhig, daß ich mir die Sache überlegen würde. Nachdem sie dann in immer beredteren Worten mir ein Repertoire ihrer verschiedenen großen und kleinen Vorzüge ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, ließ ich mich endlich erweichen und gab ihr mit geheuchelter Gleichgültigkeit den Bescheid, sie könne bleiben.

Im Innern frohlockte ich und schwor mir, in Zukunft nicht nur, wie bisher, ein, sondern beide Augen zuzudrücken im Hinblick auf Selbständigkeit, Freiheitsdrang usw., bis — ja bis auch sie einmal — ihren eigenen Kopfhörer beanspruchte.

Aline Korber-Breslau.

Frauen

Einige Männergedanken von Rule.

Jede Frau ist das, was der Mann in ihr sieht. Jedes Weib wird das, was sein Mann aus ihm macht.

•

Manche Frau kokettiert so lange mit ihrer Gefühlskälte, um einen Werber zu erhitzen, bis dieser verschnupft ist.

•

Frauen, die am meisten von sich halten, halten oft am wenigsten auf sich.

•

Je weniger eine Frau Persönlichkeit ist, desto bewußter sucht sie mit ihrer Person zu wirken.

•

Im Liebeskrieg der Geschlechter ist wirkungsvoller als raffinierteste Taktik Natürlichkeit, die nichts von Taktik weiß. Wo eine Frau an Taktik denkt, hat sie schon aufgehört, zu lieben.

Gesundheitsattest bei Eheschließungen

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß viele Krankheiten ihren Ursprung in der Vererbung haben. Ansteckende Krankheiten nehmen in erschreckender Weise überhand. Und warum oft? Weil die Eltern bereits krank waren und in Erkenntnis der Gefahr für ihre Nachkommenschaft nicht scheuten, Kinder in die Welt zu setzen. Es ist ein unverantwortlicher Leichtsinn, wenn Eltern die Lebensfähigkeit und Existenzberechtigung des zukünftigen Menschengeschlechtes durch Uebertragung ihrer Krankheiten untergraben. Es ist längst an der Zeit, daß standesamtliche Zeugnisse nur dann ausgestellt werden dürfen, wenn sich die Eheschließenden durch ein Attest des Gesundheitsamtes ausweisen können. Ein solches Gesetz ist kürzlich in Mexiko in Kraft getreten. Nicht die Liebe allein, und mag sie noch so dauerhaft sein, vermag ein rechtes Eheglück zu gewährleisten und den Kindern zum Segen zu gereichen. Gesundheit macht Menschen den Göttern gleich, schafft in unseren Kindern einen gesunden Geist. Wir heiraten nicht um unserer selbst, sondern um unserer Nachkommenschaft willen. Leider erkennen gerade die kranken Menschen diese Lebensweisheit zu spät. Darum: prüfe, wer sich ewig bindet!" Es ist Pflicht der Verlobten, sich vom zukünftigen Ehepartner ein Gesundheitsattest vorlegen zu lassen. Spricht das Attest von einer Krankheit, die vererbt werden kann, dann Schluß. Es ist besser, zeitlebens einem verlorenen Glück nachtrauern, als mitschuldig am Untergang des Geschlechtes zu sein. Wird trotzdem eine Ehe eingegangen, muß auf jeden Fall das Kindergebären unterbunden werden.

Heirat und Vererbung.

Wenn junge Menschen heiraten, so sind sie in der Regel blind, d. h., sie achten fast gar nicht auf die Fehler des geliebten Wesens und schenken dem körperlichen und geistigen Gesundheitszustande der Schwiegereltern überhaupt keine Beachtung. Rudolph M. Binder, Professor für Soziologie an der Universität Newyork empfiehlt daher jedem und jeder Heiratslustigen das Studium des Stammbaumes und der Ahnen des erwählten Ehepartners. „Gewisse Vererbungsmerkmale", erklärt er, „treten sehr häufig in verschiedenen Generationen nicht hervor und sind völlig vergessen, bis sie dann plötzlich wieder in einem Kind erscheinen. Man muß daher mindestens bis zu den Urgroßeltern zurückgehen, um festzustellen, ob in einer Familie körperliche, geistige oder sittliche Fehler und Abnormitäten vorkommen. Am besten aber ist es, noch viel weiter in der Untersuchung des Stammbaumes zurückzugehen, denn es können in einem Geschlecht noch nach hundert Jahren sehr unangenehme Erscheinungen auftreten, die ganz verschwunden zu sein schienen."

—⊙—

Eine schmackhafte u. bekömmliche Kost macht froh und gibt Spannkraft

Die Hausfrau:

Wenn's allen schmeckt und alles lacht, —
Bedenkt — ich habe nachgedacht!

Preißelbeeren auf verschiedene Art einzumachen.

Nachdem die Preißelbeeren sauber verlesen und alle unreifen, angestoßenen Beeren, alle Blätter und Unreinigkeiten entfernt wurden, schwenkt man sie in einer großen Schüssel mit kaltem Wasser hin und her, wässert sie in frischem, kaltem Wasser 24 Stunden und läßt sie dann auf einem Sieb ablaufen. Auf jedes Pfund Preißelbeeren rechnet man ½ Pfund Zucker. Derselbe wird geläutert, die Preißelbeeren hineingeschüttet, mit einem Holzlöffel vorsichtig öfters bewegt, um das Anbrennen zu verhüten, der Schaum, der sich bildet, wird mit einem Schaumlöffel entfernt. Die Beeren müssen weich kochen, dabei aber ganz bleiben. Nach Fertigstellung schüttet man sie in ein Porzellangefäß, läßt sie abkühlen, bedeckt sie bis zum anderen Tage mit einem sauberen Küchentuch. Ehe man sie in die vorher gut ausgeschwefelten Gläser oder Steingutköpfe füllt, rührt man sie nochmals vorsichtig um, damit sich der Saft recht gleichmäßig verteilt und verwahrt sie, nachdem man sie mit einem in Rum getränkten Papier bedeckt und mit Pergamentpapier fest